



Leseprobe aus:

Monika Feth

Examen

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.rowohlt.de/repertoire](http://www.rowohlt.de/repertoire)

# Oktober

Ich lebe in einer Ausnahmesituation. Jeder sagt das von sich. Was daran liegen mag, daß es andere Situationen überhaupt nicht gibt.

Nach Tagen des vollkommenen Alleinseins kein Gespür mehr für die Gegenstände, geschwächte Wahrnehmungskraft, Scheu vor Gesprächen, Angst, dem Gegenüber in die Augen zu sehen.

Und Stunde um Stunde gleitet mir, während ich über den Büchern sitze, der Maßstab für die Dinge ein Stück weiter aus den Händen.

Traumblütler nachts. Die Arbeit, die Phantasien tötet, setzt neue Phantasien frei. Nicht, solange der Tag dauert. Da schaue ich mich in den Prüfungsvorbereitungen ein, die mich in Atem halten. Aber in den Nächten, die ohne Bewußtsein sind. Da fallen die Schranken, die sich tagsüber aufrichten, zu Boden, und ich erlebe alles, was erlebbar ist. Ich muß aufpassen, daß ich mich nicht darauf einlasse, ein nächtliches Ersatzleben zu führen.

Morgen kommt M., der für einige Tage bei Freunden zu Besuch gewesen ist, zurück. Damit wird die gefährliche Versuchung aufhören, der Arbeitswut nachzugeben.

Ich bemerke an mir eine verstärkte Tendenz, mich an Vergangenes zu erinnern, möglicherweise, um die Gegenwart wirklicher zu machen. Es fallen mir Begebenheiten ein, oft Kleinigkeiten, an die ich jahrelang nicht gedacht habe, und sie befallen mich mit einer Deutlichkeit, als sei es vorgestern gewesen, daß ich sie erlebte. Das einzige Bild, das ich von Onkel K. besitze, habe ich auf meinen Schreibtisch gestellt, sozusagen meine Vor-Vergangenheit. Als hielte ich mich am Damals fest, um erwachsen sein zu können.

In der Stadt habe ich einen Bekannten getroffen, der vor kurzem

Examen gemacht hat. Er erzählte mir, immer noch aufgebracht, man habe ihm in der mündlichen Prüfung die Frage gestellt, welches Kleistsche Drama denn wohl mit dem Wort *ach* ende. Einen Freund von ihm habe man aufgefordert, die Werke Schillers in chronologischer Reihenfolge zu nennen. Bei einer anderen Prüfung habe der Prüfer eine Literaturgeschichte aufgeschlagen und, mit dem Zeigefinger wahllos über den Seiten kreisend und schließlich auf einen gefundenen Punkt stechend, ausführliche Stichproben durch die Jahrhunderte gemacht. In dieser Art und Weise seien alle Prüfungen abgehalten worden, von denen er gehört habe. Und soundsoviele (ich habe die Zahl, die er nannte, vergessen, aber es war eine sehr hohe) seien durchgefallen, weil sie mit diesen Fragestellungen nichts anzufangen gewußt hätten.

Das kann nicht sein. Vielleicht redet er nur deshalb so, weil er schlecht abgeschnitten hat. Er erwähnte allerdings auch den Vorfall mit dem Mathematikstudenten, der im Verlauf seiner Prüfung den Beisitzer gefragt haben soll, ob er sich in einem Quiz oder im Examen befindet, und das hatte ich schon von mehreren Seiten gehört.

Ich erfinde Geschichten gegen mein Heute, das mich bedrückt. An diesen Geschichten möchte ich mich satt essen, um mit vollem Bauch mich wieder in mir zurücklehnen zu können.

Die alte Frau reicht der Schalterbeamten ein kleines Bündel zerknüllter, mit einem Gummiband zusammengehaltener Geldscheine. Auf die Frage der Beamten, was sie damit solle, erklärt die Frau, sie wolle das Geld umgewechselt haben in frische, glatte, schöne Scheine, denn auf den abgenutzten könne man ja die Bilder nicht mehr erkennen. Als ihr Wunsch erfüllt worden ist, verpackt sie die neuen Geldscheine mit umständlicher Sorgfalt, genau darauf achzend, daß sie keinen verknickt, und geht lächelnd weg.

Der alte Mann in Prag, der mich auf der Straße ansprach und mir anbot, mich durch das *wirkliche*, das unfrisierte Prag zu führen. Die bittere Genugtuung dieses Mannes, der gegen die Kälte geflickte, verschiedenfarbige Fäustlinge trug und keinen Schal besaß, über mein Erschrecken, mein Unwissen. Zwei Tage lang hielt ich mich von der Reisegesellschaft entfernt, um ihm zu folgen. Dabei das Bewußtsein, einen Menschen auf Anhieb zu lieben.

Ich kannte ein Mädchen, das in bestimmten Augenblicken Angst vor dem eigenen Spiegelbild bekam.

Das Unverzeihliche an der Schulzeit ist, daß sie einem Goethe derart verhaßt machen, daß man Jahre braucht, ihn wiederzufinden.

Kaum habe ich mich ihm zögernd genähert, da muß ich ihn mir auch schon aufs neue verleiden, indem ich ihn als eines der Prüfungsgebiete aussuche. Über Schriftsteller, die man für sich behalten möchte, sollte man nicht arbeiten.

Mein Großvater: «Mach ein Hobby nie zu deinem Beruf, Kind, die goldenste aller Lebensregeln, glaub mir.» Ich sehe ihn noch deutlich, wie er mit erdverschmutzten Händen und aufgekrempten Ärmeln vor mir in seinem Garten stand und einen weiten Bogen wies. «Ich wollte immer Gärtner werden, das wäre mein größter Wunsch gewesen. Aber da hätte sich die Begeisterung an diesem allen nicht gehalten.» Er blieb in der Fabrik. So konnte er die Arbeit verächtlich geringschätzen und sich die Freude aufbewahren.

Als sie mit dem zweiten Kind schwanger war, verspürte sie fortwährend Hunger auf Waschpulver. Man versteckte es vor ihr, weil man ihrer Selbstbeherrschung nicht traute und um das Leben des Kindes fürchtete.

Sich selbst als Fiktion begreifen – Dialog mit dem Füllfederhalter.

Die Trennung zwischen mir und der schreibenden Hand. Manchmal führt sie die Gedanken aus, oft ist sie ihnen voraus.

Etwas Niedergeschriebenes lebt plötzlich neben mir und ganz für sich allein.

Auf weichem Holz möchte ich schreiben, statt auf Papier, und dabei den Waldgeruch in der Nase haben.

Eine ähnliche Sucht nach Natürlichkeit ist der Grund für den immer frischen Blumenstrauß, der auf meinem Schreibtisch steht, wie um die Arbeit auf eine vorgestellte Wiese zu verlegen.

Die kühle Vertraulichkeit beim Essen an Tischen, die mit knir-

schenden Wachstuchdecken überzogen sind. Der Finger, der ein Muster darauf zeichnen will, bleibt stecken mitten in der Fahrt.

Oft in letzter Zeit der Wunsch, eine Schwangerschaft zu erleben. Die Koketterie mit dem dicken Bauch. Unvorstellbares als möglich erfahren – nur – das Kind will ich nicht haben.

Ich habe mich in möblierten Zimmern immer wohl gefühlt. Ich lebte in ihnen in festem Abstand zu den Gegenständen, in der Gewißheit, jederzeit die Koffer packen zu können, um wieder wegzuziehen. Seit ich in einer Wohnung lebe, habe ich Freundschaft mit den Möbeln und Wänden geschlossen. Ich besitze wenig, aber gerade genug, um es nicht mehr in Koffer verstauen zu können. Wahrscheinlich sitze ich nun fest und kann mich nicht mehr ohne Bedauern trennen. Es ist hier alles viel zu sehr mit mir verwurzelt.

Bei der Besprechung der *Buddenbrooks* fragt die Lehrerin die Schüler, welche der handelnden Figuren am lebensnahesten getroffen sei und erhält von einem der Schüler die Antwort: Hanno.

Heute lese ich zerrissen, zerfahren, ohne Konzentration. Zwischendurch habe ich zum erstenmal alle Möbel mit der Politur abgerieben, die meine Mutter neulich mitgebracht hatte, weil sie der Anblick unserer glanzlosen Stücke erbarmte. Jetzt stinkt die ganze Wohnung, und mein Kopf brummt. Außerdem hat mich diese Ausflucht nur noch weiter von der Arbeit vertrieben.

Ich hatte ihn für einige Tage besucht. Eine Stunde nach meiner Ankunft sagte er mir, er freue sich auf den Augenblick, in dem meine in seiner Wohnung verstreuten Sachen ihm das Gefühl von Zweisamkeit vermittelten. «Meine Wohnung ist erst in dem Moment bewohnt, in dem du sie dir zu eigen machst.» Ich war neidisch auf seine Empfindung, weil ich sie nie hatte, wenn er mich besuchen kam. Im Gegenteil – mein Zimmer wurde mir durch seine unzerteilte, durch nichts zu unterbrechende Anwesenheit unerträglich.

Und so machte er aus mir eine Belebung seiner toten Existenz, die Wirklichkeit seiner Hoffnungen.

Er gönnte mir nur die notwendigsten Augenblicke des Alleinseins – zum Beispiel wenn ich auf die Toilette ging, und ich bin sicher, daß er sich selbst dadurch von mir bestohlen fühlte.

Seine Vitalität erdrückte mich und tötete jedes Verlangen in mir ab.

Eines Abends las er mir aus seinem neuen Roman vor. Ich erkannte mich in Bildern wieder, die ich ihm vorwarf. Seine Wahrnehmungen meiner Person waren so weit von meinem Wesen entfernt, daß mir Scham das Atmen schwermachte. Ich war zum literarischen Objekt seiner abstrusen Neigungen geworden.

Der Tod unserer Beziehung lag in der auf wenige Sekunden begrenzten Wahrnehmung seiner Art des Essens. Die Augen halb geschlossen, mit fliegenden Blicken nach links und rechts, gehetzt von etwas Unsichtbarem, verschlang er das Essen wie ein Tier, das fürchtet, um die Speise betrogen zu werden.

Niemand begriff diesen Grund unserer Trennung. Nun finde ich eine nachträgliche Rechtfertigung bei Canetti: «Alles, was gegessen wird, ist Gegenstand der Macht.» Ich weiß, warum ich ihn verlassen habe.

Die Angewohnheit, mit der Zunge zu schnalzen, wenn ihm etwas gefiel – selbst beim Lesen besonders gelungener Stellen eines Romans. Der Ekel ballte sich in der Magengegend zusammen, wanderte von dort in den Hals und machte mir übel.

Sein *kommst du ins Bett?* am Abend erschien mir anmaßend und erdrückend. Ich sagte es ihm, und selbstverständlich begriff er es nicht. Er lag da, schaute trübsinnig und wie ein Kind, schielte aus den Augenwinkeln, wie um Verzeihung bittend, und erreichte es jedesmal, daß ich mich durch Zärtlichkeit freikaufte vom schlechten Geschmack meiner Schuld.

Übrigens wiederholte sich dieses Spiel jeden Abend.

Er schrieb damals an einer Arbeit, die sehr umfangreich zu werden versprach. Jedes einzelne beschriebene Blatt zwängte er in eine Klarsichthülle und heftete diese wiederum in einen großen Ordner. Ich sagte ihm «du tötest deine Arbeit, und stückweise hefstest du dich selbst ab», er antwortete «wie seltsam du empfindest.»

Seine Bemerkung nach einem Abend mit seinen Freunden, er sei stolz auf mich, legte sich auf mich wie eine ungeheure Beleidigung. Als ich das spürte, nahm ich ihn in die Arme, ganz fest, und sagte, daß mich das freue. Von da an wuchs mein Schuldbewußtsein.

Eine Zeitlang dachte ich mir nichts dabei, mich immer so weiterzuspielen.

Ich bin dutzendmal gestorben in dieser Zeit, und er nahm keinen meiner Tode wahr, glaubte vielmehr, mich aufwecken zu können für das, was er Schönheit nannte, dabei war Schönheit der letzte meiner Tode.

Es gelingt mir nicht, mich an die Stunden zu erinnern, die mich aufhoben. Ich glaube, der Beginn meiner Liebe zu ihm war der Augenblick, in dem ich in seinen Augen zum erstenmal die Erkenntnis sah, daß ich litt. Er fügte sich in meine trostlose Zeit ein. Traurigkeit, Verzweiflung und Todessucht – er nahm den Wechsel in mir hin, ohne mich von der Würde des Lebens überzeugen zu wollen. Damals . . .

Erinnerungen – sie entfernen mich von meiner neuen Wirklichkeit und bringen mich ihr näher. Oft ein Erschrecken: war das ich, die diese Erlebnisse hatte? War ich es wirklich? Oder war ich es damals und bin heute nicht mehr das, was ich mich selbst zu nennen gewohnt bin? Ich merke deutlich, daß ich so nicht weiterkomme. Innerlich gerate ich mir von Tag zu Tag mehr abhanden.

Den Gedanken Raum geben und Luft. Sie nicht beschneiden, bewerten, aussortieren. Mich öffnen und offenhalten für die gedankliche Willkür und das Gedachte, so wie es kommt, gegen die mathematische Ordnung meines Tagesablaufs setzen.

Das gehört mit zu den Dingen, die ich mir für das Examensjahr vorgenommen habe. Ich will Obacht geben auf mich. Die unersättliche Situation nicht über die Ufer treten lassen. Einen hohen Deich bauen gegen die Ängste, die nicht ausbleiben werden. Nicht ganz abrutschen von dem Leben, das ich gewohnt bin. Die Tätigkeiten beibehalten. Weiter an meinen Texten schreiben. Eigene Worte suchen, um ein Gegengewicht zu schaffen, an das ich mich anlehnen kann, wenn es notwendig wird.

Nur einmal dachte ich nicht nur an Selbstmord, sondern bereitete ich ihn vor. Ich begann damit, *meine Verhältnisse zu ordnen* und versuchte, einen Abschiedsbrief an die Eltern zu schreiben. Nach wenigen Zeilen, in denen ich mich von der Theatralik solcher

Wendungen wie «ich kann nicht anders ... verzeiht mir» hemmen ließ, beschloß ich, die Selbstmordabsichten erst noch einmal zu überschlafen. Am nächsten Morgen war ich fähig, darüber zu lachen. Diese ironische Haltung meiner Stimmung gegenüber werfe ich mir noch heute mit einiger Beschämung vor.

Ich beneide die Leute um die Sicherheit, mit der sie ihr Gefühl für-einander Liebe nennen. Max Frisch sagt, lese ich gerade, Liebe sei der Zustand, in dem man sich kein Bild vom anderen mache.

Ich konnte sie alle beschreiben, deutlich und sehr präzise. Niemand erschien mir unbegreiflich oder unfaßbar. Die ersten Tage waren immer so etwas wie eine schwindelerregende Ausnahmezeit, in der ich Glück ahnte. Aber sobald ich mich näher mit ihnen befaßte, verschwand das Reizvolle an ihnen. Sie wurden mir ganz rasch gefährlich vertraut. Jedesmal bin ich in der Ahnung des Großen (und was sonst als Größe sollte ich erwarten, nach allem, was darüber geredet wurde) steckengeblieben. Der Faden, der mich hätte weiterführen sollen, riß immer an einer bestimmten Stelle. Solange das Verhältnis dauerte, bewegte ich mich innerhalb des Knotens am Ende des Fadens, und dieser Knoten, der geheimnisvoll verschlungen war, entwirrte sich allmählich und auf enttäuschende Weise.

... sagt er, sagte auch der andere und der davor.

Mit zwei linken Schuhen durch düstere Straßen laufen, um wieder leichtfüßig zu werden.

Einmal war ich ein paar Jahre lang mit einem Mann zusammen, der allen Pessimismus der Welt in sich zusammenlaufen ließ. Trotz des wenigen Geldes, das wir besaßen, reisten wir soviel wie möglich. Sobald wir in irgendeiner fremden Stadt ankamen, überfiel ihn die Enttäuschung, weil kein Ortswechsel ihn über seinen desolaten Zustand hinwegtäuschen konnte. *Alle Menschen sind überall dieselben.* Mit dieser Feststellung, die er jedesmal mit neuer Betonung traf, erledigte sich für ihn jede unbekannte Stadt, jedes erstgesehene Land. Er lebte die einzelnen Städte rasch ab, und ich hatte Mühe aufzupassen, daß mir meine Begeisterung nicht in den Händen zerschmolz.

Er kam für ein paar Tage. Weil mein Zimmer sehr klein war, und weil es in dem überquellenden Schrank keinen Platz mehr gab, mußte ich seine Reisetasche in der Nische des Waschbeckens unterstellen, wo sie sich grünspeckig und ausgebeult den Füßen entgegenblähete. Bald nach der Begrüßung arbeitete er geschäftig daran, seine Waschutensilien gleichmäßig unter meine zu verteilen. Erst nachdem er überall seine Spuren eingedrückt hatte, kam er zur Ruhe.

Sein Rasierapparat saß wie eine fette Schnecke neben meinem Kamm, seine Zahnbürste lehnte sich mit unverfrorener Selbstverständlichkeit an meine an, und sein Rasierwasser thronte in quadratischer Behäbigkeit über allem. Mein Zimmer geriet in Atemnot. Es verlor seinen Geruch und nahm widerstandslos seinen an, bis ich es nicht mehr erkannte.

Er dehnte sich in einer unüberschaubaren Großflächigkeit aus, durch mein Zimmer hindurch und über mich hinweg und drängte sich überscharf meinen Sinnen auf. Nichts entging mir an ihm, nicht die übertrieben ausladenden Gesten, nicht sein schnappender Stimmfall, nicht die weißgrauen Schuppen, die ihm wie Pilze auf den Schultern wuchsen, nicht das Räuspern, das den einen Satz zum anderen führte, nicht das morastige Kaugeräusch, wenn er etwas aß, und er aß ohne Unterbrechung irgendwelche Dinge, ebensowenig die zuckenden Schluckbewegungen seines muskulösen Halses. Jede seiner Bewegungen, die zu großartig waren für das winzige Zimmer, schmerzte, und nach wenigen Stunden bereits war mein Mund trocken vor Anstrengung.

Ich neidete ihm den Platz in meinem Bett, geriet in faserige Ungeuld bei seinen unwillkürlichen Schlafgeräuschen. So weit wie möglich rückte ich von ihm ab, versuchte, Fremdheit zwischen uns zu legen, um meinem Körper wieder nahezukommen. Seine Hand hörte auch mitten im Schlaf nicht auf, nach mir zu suchen und fiel auf mir nieder, wenn sie mich fand.

Kaum aber waren seine Sachen und er wieder fort, zerplatzte das Engegefühl, und Betretenheit vor dem Alleinsein ließ mich die Abwehr, für die ich mich schämte, gegen die ich aber doch nichts tun konnte, bereuen.

Der Mann, um den es geht, ist austauschbar.

Für diese Erlebnisse hielt meine Mutter den Mythos von dem *Richtigen* bereit.

Das Teelicht im Stöfchen erlosch langsam, und ganz unvermittelt hatte ich das Gefühl: so muß es sein, wenn man vom einen auf den anderen Augen-Blick erblindet.

Manchmal, wenn ich mich fürchte weiterzuleben, erkenne ich die Ausweglosigkeit, denn die Furcht zu sterben ist noch größer.

Heute habe ich mir rote Tinte gekauft, um das Schreiben intensiver zu machen. Gerade habe ich mich gefragt, warum ich einen roten Tintenklecks nicht mit Blut in Verbindung bringe.

Im Zimmer unter mir dröhnt ein Staubsauger. Das scheppernde Pfeifgeräusch dringt durch die Decke bis herauf zu mir und läßt mich ungehalten werden wie früher, wenn meine Mutter bei weit geöffneten Fenstern und zur Seite gerückten Möbeln Hausputz machte. Sie saugte immer mit wütender Besessenheit, als wolle sie alles in den Räumen fortwirbeln, auch mich. Und es gab keine Stelle, die sie verschonte, keinen Platz, an den ich mich hätte zurückziehen können.

Mein schönstes Erlebnis in dieser Woche war das Vertrauen der Bäckersfrau unten in dem kleinen Laden, als sie mir die eingekauften Sachen mitgab, obwohl ich das Geld vergessen hatte. Sie fragte nicht einmal nach meinem Namen und kennt auch meine Adresse nicht, weiß nur, daß es irgendwo in der Nähe sein muß, weil ich oft bei ihr einkaufe. Der Vorsatz, ihr gleich am nächsten Tag das Geld vorbeizubringen.

Seit ich mich an regelmäßiges Arbeiten gewöhnt habe, betrachte ich einen Tag, an dem ich nicht wenigstens einmal in ein Buch hineingeschaut habe, als verloren, und das erscheint mir bedrohlich. Dabei trenne ich scharf zwischen Literatur und Fachliteratur. Das eine ist mir Notwendigkeit, das andere Zwang.

«Ich kann mich nicht mit dem Studentsein identifizieren» – das ist der Satz, den ich während des Studiums am häufigsten gehört habe. Dabei drückt gerade er aus, daß der Prozeß der Anpassung bereits vollzogen ist. Und dennoch laufen sie weiterhin unter diesem Baldachin daher.

Warum kann mir die Arbeit, die ich zu tun gezwungen bin, nichts geben? Warum quält sie mich so?

Die Demonstrationen, an denen ich mich beteiligt habe, habe ich nicht gezählt, ebensowenig die Flugblätter, unter die ich einen dikken Namenszug setzte. Ich habe mit einer Frau zusammengelebt, die einer radikalen (?) Vereinigung angehörte, und ich saß unter den Zuschaubern bei den Prozessen, in die sie verwickelt war. Bald sollte ich daran denken, mir Rechtfertigungen zurechtzulegen, denn nach dem Examen werde ich sie brauchen.

Ihre Akten-Laufbahn begann ganz unscheinbar mit einer Hörsaalbesetzung. Die Alteingesessenen entwischten der Polizei geübt, sie aber, träge wie sie ist, brauchte zu lange, um die Situation zu durchschauen. Als sie endlich begriff, um was es ging, und der Tür zudrängte, war es auch schon zu spät, und sie sah sich eingekilt.

Um ihre Strafen bezahlen zu können, arbeitete sie in den Semesterferien als Übersetzerin. Dabei ist sie dann geblieben, die Schullaufbahn hatte sich wie von selbst erledigt.

Politik bedeutete für sie ein Mittel zur Verständigung. Heute schweigt sie.

Das Fragezeichen ist die mir gemäße Ausdrucksform. Ich besteh nur zu einem geringen Teil aus Aussagen.

E. hat es noch nie länger als wenige Minuten in einer Kirche aus gehalten, weil er das Leiden, das vom Kreuz symbolisiert wird, nicht ertragen kann. Der einzige unter meinen Freunden, der Symbole nicht anerkennt.

Ich erinnere mich an die gewundenen Erklärungen eines Geistlichen, der uns Schülern die Vorgänge bei der Geburt Christi nahe bringen wollte, ohne den Mythos der Jungfräulichkeit Marias zu verletzen. Das Kind, meinte er, sei im entscheidenden Augenblick transparent geworden.

Weil ich lachen mußte, bekam ich eine Strafe.

Bewunderung für Schriftsteller, die es fertigbringen, an einem bestimmten Punkt ihres Lebens ihre gesamten Manuskripte zu vernichten.

Auf einer Parkbank in meiner Heimatstadt fand man neulich die Leiche eines Studenten, der sich erschossen hatte. In der Brust-

tasche seines Mantels steckte ein Zettel mit nur einem Satz:  
«Seit ich Schopenhauer gelesen habe, ist mein Leben sinnlos.»

Die Nachbarin meiner Eltern: «Sagen Sie, ist das nicht furchtbar? Kann man das überhaupt begreifen, daß ein blühender junger Mensch sein Leben für ein Buch wegwarf?»

Ich rauche, weil es mir schlechtgeht, und es geht mir schlecht, weil ich rauche.

Das Sympathische an Thomas Mann: daß er bisweilen nur aß, um wieder Lust auf eine Zigarette zu bekommen.

Nur rauchende Schriftsteller scheinen dem Rauchen in ihren Werken ein Denkmal zu setzen. Den *Zauberberg* las ich zu einer Zeit, in der ich mir das Rauchen abgewöhnen wollte. Nachdem ich das Buch zur Hälfte gelesen hatte, konnte ich der Versuchung nicht mehr widerstehen und kaufte mir ein Päckchen Zigaretten.

Der Traum einer Freundin, die über Shaw arbeitet und am Tag zuvor gelesen hatte, daß Shaw Vegetarier, Antialkoholiker, Nichtraucher und Gegner der Vivisektion gewesen ist: sie führte, gemeinsam mit ihm und inmitten einer rauschhaften Orgie, eine Vivisektion durch.

In letzter Zeit gibt es auch bei mir Träume, die häufig wiederkehren: ich sitze in einer Klausur und soll einen mittelhochdeutschen Text übersetzen. Man legt mir statt dessen eine mathematische Formel vor, besteht jedoch darauf, es handle sich um eine mittelhochdeutsche Textstelle. Selbstverständlich komme ich zu keinem Ergebnis. Anschließend erklärt mir der Mann, der die Aufsicht führt, bedauernd, es handle sich um einen Irrtum. Wie er festgestellt habe, sei ich ja erst beim nächsten Termin an der Reihe.

Es ist üblich, sich vor den Sprechstunden in der Uni in eine Liste einzutragen. Augenblicklich werde ich zu der Nummer, die man mir zuteilt.

Vor dem Sprechzimmer unterhält man sich.

«Ich bin Nummer vier, und du?»

«Ich bin erst Nummer zwölf.»